Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 12

Artikel: Schweizerdeutsch und Hochdeutsch
Autor: Schürch, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069130

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerdeutsch und Hochdeutsch

Von Ernst Schürch

Das gefährdete Erbe

MÜNDLICH ist die Natur- und Urform, schriftlich ist eine künstlich abgeleitete Form der Sprache, nötig für die Überwindung räumlicher und zeitlicher Entfernungen, wo das lebendige Wort versagt.

Aber alle Mundarten werden durch die zugehörigen gesprochenen Schriftsprachen bedrängt. Das ist nicht zu vermeiden.

Die industrielle Revolution vernichtet handwerkliche Betriebsformen und ersetzt die dazu gehörenden dialektischen Wortgruppen durch Ausdrücke, die von den Schriftsprachen vermittelt werden; die Technik breitet den Verkehr über alle Sprachgrenzen aus und verlangt ein Verständigungsmittel, das über die örtlich gebundenen Dialekte hinausreicht, Schriftsprachen, deren Elemente schon durch die Schulen vermittelt werden. Der Verkehr zwischen verschiedene Dialekte redenden Walliser Tälern geschieht im «patois mitigé», mit der Rhoneebene im Schulfranzösisch, und nur im engsten Kreis spricht man die reine Mundart. Mundarten schleifen sich im Verkehr gegenseitig ab und vermengen sich mit der immer engern Mischung der Bevölkerung. Darum wird das Reinhalten einer Mundart immer schwerer.

Je weiter der Verkehr ausgreift, um so mehr ist er auf das Schreiben angewiesen. Mit den Waren geraten dann ihre schriftsprachlichen Bezeichnungen in die Schaufenster und in den Mund der Leute.

Eine steigende Flut von Papier überschwemmt die Menschheit. Schule und Parlament, Kanzel und Radio überschütten uns von früh bis spät mit Schriftsprachen, und erst recht die Presse. 1874 beförderte die eidgenössische Post 40 Millionen, 1948 544 Millionen Zeitungen und Zeitschriften. Aber es gibt Gründe des Niedergangs der Mundarten, die keineswegs zwingend sind. Es kommt auch auf den Willen der Menschen an. Das lehrt uns die Geschichte.

Der gewesene helvetische Minister Dr. Albrecht Rengger hinterließ eine Schrift «Von den Mundarten der deutschen Schweiz als einem Hindernisse der Cultur», worin er sich auf den Standpunkt der fremden Besucher stellt, die kein Schweizerdeutsch verstehen und es mit einer Tiersprache vergleichen. Er schreibt: «In den Ratssälen fuhren (die Mundarten) zu herrschen fort selbst zur Zeit, als sie (die Ratsäle) durch keine Mitglieder vom Lande verunreinigt waren . . .»

In der Westschweiz ist es weithin gelungen, mit Hilfe der Schulen und der Schüler die Patois auszurotten. Rengger wollte in der deutschen Schweiz dasselbe wenigstens für die gebildeten Stände erreichen. Er meinte, wer die Schriftsprache nicht beherrsche, sollte in den Ratsälen etwas abgesondert werden, und Studenten, die aus Deutschland heimkehren, sollten sich verpflichten, keine Mundart mehr zu sprechen.

Das ist denn auch versucht, aber bald aufgegeben worden. Rengger klagt, daß die Leute solche Jünglinge lächerlich zu machen glauben, wenn sie sagen «er spricht». Mit selbstsicherer Ironie haben also die Deutschschweizer «solche Jünglinge» wieder in die Volksgemeinschaft hereingestellt. Renggers Schrift klingt in die Mahnung aus:

«Jeder Gebildete endlich, der sich, was wohl nicht schwer halten sollte, von

den Nachteilen des allgemeinen Gebrauches der Mundarten überzeugt, ergreife jede Gelegenheit, uns dieser Knechtschaft zu entziehen und uns auf eine Stufe gesellschaftlicher Cultur zu heben, die wir rings um uns verbreitet sehen.»

Die Knechtschaft läge darin, als Gebildeter die Sprache des Volkes sprechen zu sollen; die höhere Stufe der Kultur wäre dort erreicht, wo die Mundarten als Sprache des Pöbels verachtet sind.

Rengger bezeugt also, daß auch im aristokratischen Bern des 18. Jahrhunderts trotz der großen Rolle des Französischen Berndeutsch gesprochen wurde bis oben hinaus. (Er war Hauslehrer von Philipp Emanuel von Fellenberg gewesen und konnte es wissen.)

Dadurch aber unterschied und unterscheidet sich immer noch die Schweiz von allen Ländern ringsum, und dazu haben wir Sorge zu tragen. Die Volkssprache hat alle Gesellschaftsschichten als innere Spange zusammenzuhalten. Menschliche Nähe ist der nötige Kitt der Demokratie. Wir haben auch von Freiheit und Knechtschaft andere Vorstellungen als die hohe Geistesleuchte aus dem Prophetenstädtchen Brugg.

Die Abwertung

Ist etwa die Verachtung der Mundart nichts als eine Verirrung einer weit zurückliegenden, aus den Fugen geratenen Zeit? Hüten wir uns vor einer Selbsttäuschung! Die Schriftsprache heißt bei uns noch «gut deutsch», womit die Mundart irrtümlich als schlechtes Deutsch bezeichnet wird, ja als Abweichung von der richtigen Norm. Das kann schon darum nicht stimmen, weil unsere Dialekte rund ein halbes Jahrtausend älter sind als das Schriftdeutsch. Das Wort «hochdeutsch» wird bei uns im Sinne von Hochsprache, nicht von oberdeutsch gebraucht.

Dazu hat im protestantischen Schweizervolk die Reformation beigetragen, die jede Autorität in Dingen des Glaubens außer dem unmittelbaren Wort Gottes ablehnte; der Geistliche wurde zum «Diener am Wort» — dieses Wort aber ist schriftdeutsch nach Luthers Bibel, und so ist die deutsche Schriftsprache geheiligt worden, ähnlich wie im ganzen Gebiet des Islams das Arabische als die Sprache Allahs gilt. Als im Schulsaal einer abgelegenen Emmentaler Gemeinde eine Orgel eingebaut worden war, wünschten die Bauern, daß hinfort bei ihnen hochdeutsch gepredigt werde, in der Meinung, Mundart gehe höchstens zum Harmonium. In Lauenen im Berner Oberland wird wohl berndeutsch gepredigt — aber nicht im schönen alten Dialekt des Tales; diese Werktagssprache, sagt der Pfarrer, ertrügen die Leute kaum. Er spricht das vorwiegend städtisch bestimmte Zentralberndeutsch. Das kommt den Lauenern schon feierlicher vor.

Schriftdeutsch ist die Sprache der hohen Dichtung, der herrlichsten Lyrik, der Wissenschaft; hochdeutsch gefaßt sind unsere Menschen- und Bürgerrechte, aber auch Schillers «Tell», eine Wärmequelle unseres Nationalgefühls.

All das wirft einen Schatten auf unsere Mundarten und läßt verstehen, daß wir noch lange nicht am Ende ihrer Abwertung stehen, wenn man auch nicht den reichsdeutschen Hohn bei uns nachzuplappern brauchte, die Schweizersprache sei eine Halskrankheit. Dieses Kompliment haben uns die alemannischen Kehllaute eingetragen — als ob es im Norddeutschen keine solche Rachenputzer gäbe: guten Tach, Anzuch, Schlach auf Schlach — von Holländisch, Spanisch, den Sprachen Allahs und selbst Jehovas gar nicht zu reden, wo man mehr «Kratzer» hört als im Krauchtal. Ich bin ganz dafür, daß man den Kindern eine weniger rauhe Aussprache des Schriftdeutschen beibringt. Aber die Witze von der Mundart, die nicht gesprochen, sondern erbrochen werde, könnte man füglich draußen lassen.

Wir müssen nachgerade aufpassen, daß nicht affektierte falsche Töne vom Ausland her in unser Schriftdeutsch eindringen. Nicht selten hört man am Radio jene ab-

geschmackte Art, das auslautende r zu unterdrücken: Wie du mia, so ich dia, Hea Obabürgameista.

Die Quelle der Verderbnis

Die Gefahr der Abwertung unserer Volkssprache droht nicht mehr im ganzen, sondern im einzelnen. Wie man Putzsand verliert, so verlieren wir die Mundart, Körnchen um Körnchen, und manche Leute bilden sich ein, wenn sie ein schriftdeutsches Wort schlecht aussprechen, dann sei es immer noch besseres Schweizerdeutsch. Am meisten sündigen hier die Tonangebenden. Das geht bis ganz oben hinaus. Merkwort: «styl». Aus Deutschland importiert, weil in der Schweiz nichts gewachsen sein soll, das auf Schweizer Berge paßt: styl hört man nun auch aus professoralem Mund für steil. Eigentlich hätten wir dafür stotzig, gäj, gäch, und was Sie wollen. Aber « stilvolles » Schweizerdeutsch redet mit zwangseingebürgertem Hochdeutsch. Wir haben offiziell im ganzen Kanton Bern kein Roß, keine Geiß und keine Sau mehr, vielmehr Pfärdeversicherig, Ziegezuchtgnosseschafte und weiß Gott Schwynebeständ. Das Großratsberndeutsch hat seinen Ruf verdient.

Eine Quelle solcher Mundartverderbnis sind Berufsschulen und Kurse. Dort redet man oft eine Schweizersprache, die gebildet klingen soll und nur abgeschmackt ist. Wenn doch der Österreicher jederzeit Sahne sagt und niemals Rahm, müssen wir uns dann unserer schweizerischen Nydle (Nydel) schämen? Eine treffliche Zürcher Hausfrau sprach zur Kriegszeit am Mittwochnachmittag in so vernobeltem Züritüütsch. Einmal, im Winter 1943/44 wird es gewesen sein, entwischte ihr in einem unbewachten Augenblick das bisher streng verpönte echte Wort; es drang durch die Bildungskruste von dialektisiertem Hochdeutsch, und ich fuhr auf: « Jetz isch der Hitler um — me seit z' Züri usse scho „Anke" anstatt „Butter". »

Im Hintergrund solcher Sprachverfälschung steckt immer noch die Verachtung der Mundart. Wenn eine Lehrerin ein Kind ermahnte: « Me seit nid briegge, me seit wyne », wenn eine Oberländerin in Bern « es Büechli Gufe » kaufen will und statt dessen eine Lektion erhält: « Si meine dänk Stecknadle », so ist damit die « feinere » Sprechweise betont, der man sich befleißen solle; Bastardformen wie Schinkebrötli und Rahmchäsli (vorne deutsche Dogge, hinten Dürrbächler) gelten als vornehm. Es gebricht dem Deutschschweizer, der sich seiner Mundart schämt, an Sprachkultur, Geschmack und Selbstachtung.

Und doch fehlt es den Freunden echter Mundart nicht an klassischen Zeugen:

Wilhelm von Humboldt stellt fest: « Die Sprache der Völker ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache; man kann sich die beiden nicht identisch genug vorstellen. »

Jacob Grimm, der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft: « Die Schweizersprache ist mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen läßt. »

Das ist ein bedeutsames und gewichtiges Wort; es verdient, daß wir es näher betrachten. Dazu hilft ein Satz aus Jacob Grimms Verteidigungsschrift (1838): «Lehrer der Philologie . . . haben den lebendigen Einfluß freier oder gestörter Volksentwicklung auf den Gang der Poesie und sogar den innern Haushalt der Sprache unmittelbar darzulegen. »

Man kann das im kleinen am Schicksal des Wortes « gemein » tun. Goethe braucht es noch im Sinn von allgemein. Gotthelf versteht in seinen Briefen wie in seinen Werken « gemein » als zum Volk gehörig, und « niederträchtig » versteht er im Sinn von leutselig. Jacob Grimm schreibt noch « Gemeinheit », wo wir heute höchstens noch Gemeinschaft schreiben dürften. Die Schweiz ist von unten herauf gebaut worden, weil der Gemeinsinn die Gemeinden in die staatliche Sphäre hinaufzuheben vermochte. Das geschah im Gegensatz zum Obrigkeitsstaat der großen Herren draußen. Bei uns ist der « gemeine Mann » der Bür-

ger in Reih und Glied, nicht etwas Verächtliches.

Nun hat sich aber im Reich eine gesellschaftliche Schicht über die andern gesetzt, und der Ton, der die Sprache weiter bildete, wurde oben angegeben. Es war u. a. ein Ton der Verachtung des gewöhnlichen Volkes. Der Bauernlümmel oder Dorfdepp gehörte zu den Theaterfiguren der höfischen Bühnen, und in Frankreich ist der villanus, der Dörfler, zum vilain geworden. In der Schweiz war der Bauer an sich nie eine minderwertige Gestalt, es gab hier die freien Bauern, den « pur suveran ». « Bäurisch » ist draußen ein Schimpf, « bürsch » ist bei uns nur die ländliche Tracht.

Ich habe zur Zeit der Weimarer Republik wahrgenommen, daß die Schweizer in Rheinpreußen den 1. August nicht gemeinsam feierten, sondern getrennt: die von der Schweizergesellschaft oder vom Schweizerklub, die ihre Kinder in die Bürgerschule schickten, für sich, und die vom « Edelweiß » oder « Alpenrösli », die ihre Kinder in die Volksschule schickten, wieder für sich. Das gab mir das Maß des deutschen Kastengeistes, aus dem heraus das Wort « gemein » entwertet worden ist.

Qui a la langue, a la liberté

Was haben wir am Schweizerdeutsch zu bewahren oder zu verlieren?

Goethe schreibt in «Dichtung und Wahrheit »: Der Oberdeutsche drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus, und bei einer innern menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprichwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen ist er öfters derb, aber doch, wenn man auf den Zweck des Ausdruckes sieht, immer gehörig » (sinnvoll).

Goethe fügt bei: « Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, aus welchem die Seele ihren Atem schöpft. »

Das müßte man allem Bildungsbanausentum der Mundartverächter täglich entgegenhalten. Der größte Meister der deutschen Sprache hat hier das Höchste gesagt, was sich von einer Sprache denken läßt.

Ein Blick in die sich folgenden Duden-Ausgaben überzeugt uns zum mindesten, daß die Mundart das Element ist, aus dem die Schriftsprache ihr Blut schöpft. Duden « schöpft » auch viel Schweizerdeutsch, gelegentlich auch solches, das er schlecht versteht.

Der größte Vorzug der Mundarten ist die Reichhaltigkeit ihres Wortschatzes. Wo die viel jüngere Schriftsprache sich mit einem Allgemeinbegriff begnügt, da finden wir häufig im Dialekt ein besonderes Wort für jeden besondern Fall. Für den Begriff « bequem » der sich jetzt auf Kosten der Mundart breit macht, finden wir einzig im Berndeutschen gut acht verschiedene Ausdrücke für die verschiedenen Arten von bequem (gäbig, wohl, chummlig, handtlig, ring, schickig, kumod, fuul). Mit den verschiedensten Gefühlen getränkt sind unsere Ausdrücke für weinen; für jede Gemütslage steht ein eigener zur Verfügung. Verlieren wir aber die Ausdrucksmittel für solche feine Unterschiede der Wahrnehmung oder der Empfindung, dann verlieren wir auch die Ausdrucksfähigkeit, und mit der Vereinfachung des Wortschatzes versimpelt der Geist: es kommt zu einer Rückbildung in jener Richtung, wo wir in weiter Ferne das « basic English », wenn nicht gar das « Pidjin English » sehen, das mit ein paar Dutzend Vokabeln, zu ergänzen durch Gebärden und Grimassen, für die Bedürfnisse von Menschenfressern ausreichen mag.

Jeremias Gotthelf hat sich vor hundert Jahren dazu bequemen müssen, das Schweizerdeutsch in seinen Büchern zu vermeiden, und er hat ja selber seinen « Uli » für den Gebrauch in Deutschland gesäubert. Aber er stöhnt in einem Briefe: dann könne er eben nicht mehr alles bezeichnen, was er bezeichnen sollte. Die Schriftsprache stellte ihm die nötigen Worte nicht zur Verfügung. Manches, das er in sich hat, bringt er nicht mehr heraus. Man kann ein Volk mit der Eindringlichkeit Gotthelfs gar nicht schildern, ohne die Sprache dieses Volkes zu Hilfe zu nehmen:

sein Geist ist seine Sprache, seine Sprache ist sein Geist.

So verstehen wir auch Frederic Mistral, den Erwecker des Provenzalischen und Kämpfer gegen den Pariser Sprachzentralismus, wenn er sagt: « Qui a la langue, a la liberté »: Nur wer eine Sprache besitzt, die vom Geist seines eigenen Volkes gebildet worden ist, hat die volle Freiheit, sich auszudrücken.

Der Deutschschweizer wird sich ganz natürlich, ungezwungen und ehrlich am ehesten auf Schweizerdeutsch geben. Albert Oeri sagte nicht umsonst: « Baseldytsch ka me nid liege. »

Die Gleichnisse und Sprichwörter, auf die Goethe verweist, sind oft von erstaunlicher dichterischer Schlagkraft. Nur zwei Muster: « Kleine Kinder, kleine Sorgen — große Kinder, große Sorgen »: Das sagt man im Osten wie im Westen der deutschen Schweiz so: « Chlyni Chind trappen eim uf d'Füeß u großi uf ds Härz. » Wieviel Elternleid ist doch in dieser Fassung fühlbar gemacht, wie warm und anschaulich ist sie gegenüber der kühl konstatierenden schriftdeutschen!

« Me mueß chönne grau wärde ohni z'gräutschele » — eine Weisheit, jedem Vierzigjährigen aufs Herz zu binden. Schriftdeutsch unmöglich, da man dort von « grau » kein Wort ableiten kann, das schimmlig schmecken bedeutet (wie alte Konfitüre). Das ist der Sinn von gräutschele, gräiele, gröjele.

Hier stoßen wir auf einen weitern Vorzug unserer Mundarten: die Fähigkeit, so gut wie unbeschränkt den gleichen Wortstamm durch alle Wortgattungen hindurch zu verwandeln und nach Bedürfnis aus dieser Freiheit heraus auch Neues, sofort Verständliches zu schaffen. Als ich an der Station Lützelflüh der Emmentalbahn eine Kinderstimme rufen hörte: « Mach hurti, Muetti, är chellelet scho », war jedem, der es hörte, die Lage sofort klar, und wenn er das Wort « chellelet » noch nie gehört hatte. Ein Stationsvorstand «chellelet» (mit dem, was wir « Signalstab » zu nennen eingeladen sind). Eine solche sprachliche Möglichkeit gibt uns nur die Mundart.

Unsere Aufgabe

Was ist nun zu tun, um den unübersehbar großen Schatz des geistigen Erbes, der in unsern Volkssprachen liegt, zu bewahren? Erstens nichts, was die « Hochsprache » selber entwerten und herabsetzen könnte, wenn wir auch gewisse Vergleiche zur Mundart ziehen müssen, um der Verachtung der Dialekte entgegenzuwirken. Beide haben Platz in unserm Leben und bereichern den Geist. Nichts, was gegen die wechselnden Bedürfnisse der Wirtschaft verstößt.

Es wird gut sein, immer mehr an der Mundart interessierten Schweizern Einblick in das innere Gefüge zu verschaffen, nach dem trefflich gelungenen Beispiel der Zürcher Grammatik von Prof. Weber. Alles, was überhaupt zu tun ist, gehört unter den Begriff des Heimatschutzes. In Basel und Bern hat sich der Heimatschutz an die Pflege der Mundart herangemacht. Die Ökonomisch-gemeinnützige Gesellschaft hat ebenfalls den Schutz der Mundart aufgenommen, und mit ihr die Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes, das in dieser Beziehung am regsamsten ist. Die höchste Anerkennung aber gebührt unsern Landfrauenvereinen, die noch wissen, was Muttersprache bedeutet, während das Mannsvolk noch stark im Bann des Großratsdialektes steht.

Ein Sprichwörterbuch für das breite Volk wäre nötig, um einen rasch zerrinnenden Schatz einheimischer Lebensweisheit zu bewahren und neu nutzbar zu machen.

Die geschilderte Erneuerungskraft und das von Jahr zu Jahr erfreulich wachsende Verständnis dafür, daß die Mundart uns die Heimat heimelig machen hilft, berechtigen zu einem zuversichtlichen Blick in die Zukunft der Mundarten der deutschen Schweiz als einer Stütze der Kultur.

Der Acker wird aufgebrochen, und die Scholle erwartet die Saat. Alles, was wir in diesem Sinne tun, darf des Dankes weiter Kreise gewiß sein.